# Die Dichterpest

## Leseprobe

A. Henry

Diese Leseprobe wurde dem Band
„Jesus besucht die telefonistische Republik“ von A. Henry
entnommen. Drei Stories, 56 Seiten, Preis: 12 Euro.

Umschlaggestaltung: A. Henry
Fotos: Fotolia
Alle Rechte beim Autor.
Eberswalde, 2017
ISBN 978-3-929965-53-7

www.galabuch.com

Jeden Tag stirbt irgendwo ein Dichter. Man hört es im Radio, liest es in Zeitungen. Es ist wie eine Epidemie. Als würden alle Dichter dieser Welt dahingerafft. Sie erliegen merkwürdigen Krankheiten, bringen sich um, verschwinden plötzlich, werden leblos aufgefunden. Wenn es so weitergeht, wird es bald keine Dichter mehr geben. Keine Romane, keine Poesie. Schon möglich, daß gewisse Kreise an diesen Vorgängen interessiert sind. Man muß auf alles gefaßt sein. Lange genug habe ich mir eingeredet, man könne so überleben. Einen stumpfsinnigen Alltag fristend, still auf die nächste Revolution wartend. Inzwischen weiß ich: Die Revolution wird nicht stattfinden. Im Zeitalter der sterbenden Dichter gibt es keine Revolutionen. Ich muß vorsichtiger werden. Kann mir das helfen? Kann mich das retten vor dieser Seuche, die alle Dichter befällt und die immer mehr um sich greift? Die große Dichterpest! Ich habe beschlossen, wenigstens Tagebuch zu führen. Nur für mich und für den, dem es vielleicht einmal in die Hände fällt. Für eine spätere Generation. Wenn es dazu kommen sollte und mein Text eines Tages gelesen wird, kann mir längst alles egal sein.

Was ist heute für ein Tag? Die Sonne scheint, und ich sollte einen Rundgang machen. Die Lage erkunden, mich nach Arbeit umsehen. Etwas Nützliches tun. Aber wo geht das noch – sich nützlich machen? Herrscht nicht überall Chaos?

Ich schalte das Radio ein und vernehme nur Funkstille. Nichts als Rauschen. Vielleicht liegt es an den Batterien. Das wäre die harmloseste Erklärung. Wo bekomme ich neue Batterien her? Die einfachsten Dinge sind nicht ohne weite-

res zu beschaffen. Man muß wissen, wie und wo man an alles herankommt. Sich organisieren. Gegen das Chaos hilft nur Organisation.

Allerdings ist da noch diese Frau. Sie hat bei mir geschlafen. Bei mir und mit mir. Sie sagte, daß sie Polizistin sei. Ausgerechnet Polizistin! Die Polizei in meinem Bett! Natürlich trug sie keine Uniform. Und Handschellen hatte sie auch nicht dabei. Und keine Pistole. Man sah ihr den Beruf nicht an. Eine Polizistin in Zivil, die es erstaunlich eilig hatte – von der Party direkt ins Bett. Das ist eigentlich nicht meine Art. Um nicht zu sagen, es ist mir zum ersten Mal passiert. In meinem Alter! Das ist mir fast ein bißchen peinlich. Jetzt liege ich da, ein seniler Kerl, neben dieser Frau, der Polizistin, und fühle mich um mindestens zwanzig Jahre jünger. Ein kurzer, unglaublicher, unerwarteter Abstecher ins Paradies – wenn das nicht zu abgedroschen klingt.

Anscheinend schläft sie noch. Ganz friedlich, still, als würde sie lächeln. Völlig unpolizistisch. Was für eine Art Polizistin wird sie sein? Streifenpolizistin? Politesse? Oder Leiterin der Mordkommission? In diesem Fall ist sie zu früh gekommen. Es gibt noch keine Leiche. Der Dichter lebt noch! Und sie liegt blind vertrauend an seiner Seite. Bis zur Hüfte aufgedeckt, ihr entblößter Körper. Wie das Gemälde eines alten Meisters. Barock, aber nicht fett. Eine Frau in geradezu idealen Proportionen, wie ich finde. Sie braucht keinen Vergleich zu scheuen. Mit keiner Frau der Welt. Das muß ein gutes Gefühl für sie sein. Ein Dichter schrieb: *Die schönste Frau ist jene, die an deinem Fenster vorübergeht und sich in Luft auflöst*.* Diese hier ist alles andere als Luft. Keine Vision, die im Morgenlicht verfliegt. Kein Rausch, der sich wie Alkohol verflüchtigt. Ganz und gar real und leise atmend. Ihr Parfüm allerdings ein bißchen abgestanden, nicht mehr so frisch und verlockend wie am Abend zuvor.

Sie heiße Claudia, hatte sie gesagt.

Und ich: „Die Frau des Pontius Pilatus ...“

„Nein, geschieden“, sagte sie.

Das ist alles, was ich von ihr weiß. Eine knappe Personenbeschreibung: Claudia (48), Polizistin, geschieden, attraktiv – sofern man nicht auf Teenager versessen ist.

Bei ihrem Anblick geraten meine Gedanken in geradezu schwülstige Bahnen. Wenn ich jetzt poetisch würde, käme nur Peinliches dabei heraus. Ich bin als Poet sowieso nicht geeignet. Also lasse ich besser die Finger davon. Versuche es mit Zeitungsdeutsch, sachlich nüchtern. Etwa so: Nächtlicher Einbruch in den Garten Gottes – Polizeibeamtin stiftet Dichter zum Diebstahl an, zum Verzehr verbotener Früchte ... Gott, dem Allsehenden, ist die Straftat nicht verborgen geblieben. Nun müssen wir sterben wie Adam und Eva. Und alle Dichter. Mir geht dieser Satz nicht aus dem Sinn: Adam *erkannte* sein Weib. Warum heißt es immer „erkannte“ in der Bibel, wenn zwei miteinander schlafen? Geht es darum, die Eine und Einzige unter Milliarden Möglichen zu erkennen? Adam hatte ja keine große Wahl. Und ich? Was ist mit mir? Mit dieser Polizistin? Ich starre sie die ganze Zeit wie hingerissen an. Als hätte ich niemals zuvor eine Frau wie sie in splitternackter Pose vor mir gesehen. Und das mir altem Esel! Während draußen längst die Pest umgeht. Der grausame Dichtertod. Unwillkommen wie nie! Wenn er jetzt an

die Tür klopfen würde, vielleicht könnte ihm ja die Polizistin öffnen, ihm ihre Dienstmarke zeigen, ihn wegschicken? Eine Polizistin, die einen Dichter versteckt. Würde sie sich strafbar machen? Aber das hatte sie ja sowieso schon mit dem Einbruch ins Paradies.

Was für wirres Zeug mir im Kopf herumgeht! Absurde Gedanken! Man könnte mich glatt für verrückt halten.

Jetzt schlägt sie die Augen auf, sieht mich an. Ihre erste Reaktion: ein etwas müdes, mühsames Lächeln. Die plötzliche Nüchternheit scheint ihr schwer zu fallen. Wie komme ich ihr vor? Und wie kommt sie sich vor – in meinem Bett? Sie zieht die Decke an sich hoch und schmiegt sich an mich, als wolle sie weiterschlafen. Dann murmelt sie: „Ich muß zum Dienst."

„Leute verhaften", sage ich ironisch.

„Polizisten sind auch nur Menschen", erwidert sie leise unter der Bettdecke hervor, als müsse sie sich rechtfertigen. Das muß sie nicht. Nicht vor mir. „Nur weil wir Uniformen tragen, sind wir längst nicht alle gleich", sagt sie. „Und auch nicht einverstanden mit allem. Wir haben die Gesetze einzuhalten. Und die Gesetze macht der Staat."

Macht er das wirklich? Die Gesetze? Wer ist das überhaupt, der „Staat"? Ich kann den Kerl nicht leiden. Er schickt mir regelmäßig Briefe. Zahlungsforderungen, Mahnbescheide. Verlangt Steuern und Gebühren von mir. Droht mir mit Unannehmlichkeiten bis hin zur Freiheitsberaubung. Besser gesagt, bis hin zu deren extremster Form, der Inhaftierung. Denn Freiheit raubt er mir fortwährend. Greift ständig in mein Leben ein. Oft auf lächerliche Weise. Versteckt sich beispielsweise am Straßenrand und lauert mir mit Blitzgeräten auf. Oder schiebt mir alberne Zettelchen hinter den Scheibenwischer meines Autos. Natürlich macht er das nicht selbst, der Staat, sondern seine Angestellten, seine willigen Vollstrecker. Wie diese Polizistin ...

Lesen Sie weiter in diesem Buch:

# ... Wer oder was ist der Staat? ...